

MAXI-Leseprobe

Christian Herrnleben

**Oma Sharif
oder
Die Karawane des Schreckens**

Roman



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte biblio-
grafische Daten sind im Internet über *www.dnb.de* abrufbar.

Chr. Herrnleben, ›*Oma Sharif oder Die Karawane des Schreckens*‹
Originalausgabe

© 2018 Ganymed Edition (*www.ganymed-edition.de*)

Alle Rechte vorbehalten

Lektorat: Andreas Aumüller, Schellerten

Titelabbildung: Shutterstock

Gestaltung und Verlag: Ganymed Edition, Hemmingen

ISBN 978-3-946223-61-0

(auch als eBook: ISBN 978-3-946233-62-7)

Printed in Germany

*Für meinen Vater.
Also jetzt nicht die Tantiemen.
Aber die Widmung.*

Kapitel 1

Eine Woche, bevor im Jahre 1958 der Betrieb des ›*Stadtler Bestoria*‹ aufgenommen werden sollte, begab sich der damalige Hoteldirektor Doktor Winterstein ruhigen Schrittes in sein Büro, ließ sich, dort angekommen, zufrieden in einen ledernen Armessel fallen, platzierte eine dicke Havanna zwischen seinen Lippen, zündete die kubanische Rauchware liebevoll an und blies, weil seinerzeit noch uneingeschränkt erlaubt, mit geradezu kindlichem Vergnügen kleine Wölkchen in die Luft.

Bei dem ›*Stadtler Bestoria*‹ handelte es sich um ein exklusives Hotel in wahrlich allerbesten Hamburger Lage. Sämtliche Honoratioren der Hansestadt hatten sich den Eröffnungstermin des Hauses bereits seit Monaten im Kalender markiert, niemand wollte den gesellschaftlichen Höhepunkt des Jahres verpassen. Langfristig gebuchte Urlaube wurden ebenso verschoben wie kurzfristig anberaumte Klinikaufenthalte. Wer hier geladen war, riskierte lieber einen plötzlichen Herzkasper, als dieses Event zu verpassen.

Bundeskanzler Konrad Adenauer hatte sich angekündigt und bereiterklärt, bei der Eröffnung ein Grußwort zu sprechen.

Der Kanzler!

Höchstpersönlich!

Doktor Winterstein gedachte, ihn in der Königssuite unterzubringen, an eine Kanzlersuite hatte man im Zuge der Planungen nicht gedacht. Ein Fauxpas, der hoffentlich unentdeckt bleiben würde.

Der Qualm hatte das Büro des Hoteldirektors recht zügig in ein smogartiges Ambiente getaucht, unstrittig der Traum eines jeden passionierten Zigarrenrauchers. Das war nicht etwa der Moment, in dem ein Fenster geöffnet, das war der Moment, in dem sich mit einem akribischen Rundumblick vergewissert

wurde, dass auch bloß alles hermetisch verschlossen war. Der Hoteldirektor liebte genüsslich seinen von Fidel Castros Landsleuten fachmännisch zusammengebauten Kolben und klopfte sich, unterbrochen von dem einen oder anderen Hüfteln, bereits zum wiederholten Male gedanklich auf die Schulter. So sahen zufriedene Hoteldirektoren aus. Der geplanten Einweihung stand nichts entgegen. An alles hatte er gedacht. An die Rezeptionisten, an die Zimmermädchen, an Herrn Charbonnière, seines Zeichens Küchenchef, der sich aus dem großen Topf der Bewerber für diese Position zum einen durch seinen internationales Flair versprühenden Namen, zum anderen aber durch seine geradezu unverschämt lecker schmeckenden Wachstelschenkel qualifiziert hatte, welche er in der Lage war, in wahrlich exquisiter Weise zuzubereiten. Auch bei der Auswahl der sonstigen Bediensteten hatte der Hoteldirektor die allerstrengsten Maßstäbe angelegt. Die allerallerstrengsten. Das Küchenpersonal, die Servicekräfte, die Damen aus der Reinigung – nur wer beste Referenzen vorzuweisen hatte, durfte auf eine Anstellung hoffen.

Die Anforderungen und Ansprüche an sein Personal waren genauso wie die Preise, die er seinen Gästen zu berechnen gedachte, nämlich deutlich überdurchschnittlich, um nicht zu sagen exorbitant hoch.

Da Doktor Winterstein, der vor lauter Qualm die Hand vor Augen kaum noch sah, nicht gewillt war, auch nur das kleinste Detail dem Zufall zu überlassen, hatte er seine komplette Mannschaft für den morgigen Sonntag zu einer Generalprobe geladen. Vertrauen war gut, Kontrolle bekanntlich besser.

Der Hoteldirektor hustete herzhaft in sein Büro und versuchte sich krampfhaft daran zu erinnern, wo sich denn wohl das Fenster befände. Er wollte es für einen kurzen Moment dann doch einmal öffnen – sehen konnte er es schon seit geraumer Zeit nicht mehr –, denn, wenn er jetzt nicht langsam reagieren würde, fände die Generalprobe möglicherweise noch ohne ihn statt.

Als sein Fahrer am nächsten Morgen in einem nagelneuen Aston Martin am ›*Stadtler Bestoria*‹ vorfuhr, war es endlich so weit. Das gesamte Personal befand sich auf Posten und machte einen hochprofessionellen Eindruck. Doktor Winterstein hatte sich als ein betuchter Kunde aus Übersee angekündigt. Er ließ sich von dem in Costa Rica achtsprachig ausgebildeten Empfangsbutler die Wagentür öffnen und stieg, begleitet von einem langgezogenen Ächzen, schwerfällig aus. Aston Martin. Ein Super-Auto, aber eben auch unglaublich tief auf der Straße liegend.

Nachdem Doktor Winterstein drei-, viermal kräftig durchgeschnauft hatte, ließ er sein Gepäck ausladen. Den Ausladevorgang begleitete er mit einem kritischen Blick, doch der eigens dafür angestellte koreanische Kofferträger (mit Diplom aus Seoul!) hielt diesem selbstsicher stand.

An der Rezeption angekommen, verlangte Doktor Winterstein nach der Königssuite. Seine Rezeptionisten verhielten sich wie vorab instruiert und taten so, als hätten sie den Herrn Hoteldirektor noch nie in ihrem Leben gesehen. Weil multilingual aufgewachsen, wechselte Winterstein während der Anmeldeprozedur immer mal wieder die Sprache, verfiel hierbei sprunghaft vom Englischen ins Finnische, um dann auf Hebräisch ein drittes Badetuch und schlussendlich in der Sprache der Ureinwohner Australiens ein frisch gezapftes Bier auf seine Suite zu bestellen. Groß war seine Freude, als er feststellen konnte, dass das Rezeptionspersonal sein fremdsprachliches Kauderwelsch umgehend parierte, in der jeweiligen Landessprache auskunftsfreudig und über alle Maße kundenorientiert antwortete und die Umsetzung der geäußerten Wünsche zeitnah, sprich für sofort, zusagte.

Doktor Winterstein war begeistert. Bestens gelaunt schlenderte er in Richtung Lift, dem Prunkstück der Empfangshalle des ›*Stadtler Bestoria*‹ und deshalb von dem zuständigen Architekten eindrucksvoll in eben dieser platziert. Wintersteins Konterfei spiegelte sich in den goldenen Aufzugtüren und ließ

seine Statur noch stattlicher wirken, als sie ohnehin schon war. Der koreanische Kofferträger hatte das Gepäck bereits am Aufzug positioniert und wartete dort kerzengerade und mit durchgedrücktem Rücken auf den Besitzer, um diesen, samt der Koffer, formvollendet und mit aller gebotenen Höflichkeit an den Liftboy zu übergeben.

Da stand aber kein Liftboy – und genau an dieser Stelle kam sie schwer ins Wanken, die bis dahin so gut gelaufene Generalprobe. Der Doktor war dem Wahnsinn nahe.

Den Liftboy – wie hatte er den vergessen können?

Er wusste wohl nur zur gut, die Besten kamen aus Uruguay. Aber Uruguay war weit weg, Direktflüge zudem selten und verdammt teuer. Japanische Liftboys waren ebenfalls der Extraklasse zuzuordnen, aber auch Nippon lag nicht um die Ecke. Die Eröffnung des ›*Stadtler Bestoria*‹ war für den kommenden Sonnabend terminiert und das Hotel war ausgebucht. Was tun? Um der Generalprobe nicht den kompletten Sinn zu nehmen, bediente Doktor Winterstein den Aufzug kurzerhand höchstpersönlich und ließ danach, so als wäre nichts geschehen, die anstehenden Abläufe weiter bis in das kleinste Detail proben.

Ansonsten lief alles wie am Schnürchen.

Wintersteins Nacht in der Königssuite verlief deutlich unruhiger als geplant. Genau genommen völlig unruhig, er bekam nämlich kein Auge zu. Wo, in Gottes Namen, sollte er auf die Schnelle einen Liftboy herbekommen? Da gab es vermutlich nur eine Lösung. Aus Hamburg. Und so inserierte er am nächsten Morgen in sämtlichen Hamburger Tagesblättern die Stelle eines mehrsprachigen, gebildeten, versierten, eloquenten, etikettesicheren Liftboys mit mehrjähriger Erfahrung zur sofortigen Anstellung.

Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts waren beileibe nicht alle Hamburger Männer in Lohn und Brot und die Aussicht auf eine dauerhafte Arbeitsstelle war ein durchaus verlockendes Angebot. Die Begriffe ›mehrsprachig‹, ›gebildet‹, ›versiert‹, ›eloquent‹ und ›etikettesicher‹ schreckten die vermeintlichen In-

teressenten jedoch derart ab, dass das Anhängsel der ›mehr-jährigen Erfahrung‹ daran auch nichts mehr ändern konnte. Es meldete sich nur ein einziger Interessent auf die Stellenausschreibung, Wilhelm Hauser. Dieser konnte zumindest mit dem Begriff ›etikettesicher‹ etwas anfangen, hatte er doch jahrelang in einschlägigen Hamburger Kneipen gearbeitet und war von daher in der Lage, so ziemlich jede Flasche anhand ihres Etiketts zu erkennen. Somit würde er zumindest einem von fünf geforderten Einstellungskriterien gerecht werden, erklärte Wilhelm Hauser Hoteldirektor Doktor Winterstein bei dem kurzfristig anberaumten Bewerbungsgespräch nicht ohne Stolz.

Nun ja, der Doktor war doch gehörig am Zweifeln. Das hatte nicht wirklich viel von Uruguay und auch die japanische Note wollte nicht so richtig rüberkommen, aber Adenauer hatte sich angeblich schon umgezogen und die Zeit schien plötzlich schneller zu laufen. Eine halbe Stunde später hatte Wilhelm Hauser den Job und wurde zum Schneider geschickt, der ihn umgehend in einen glitzernden Liftboy-Anzug einnähte.

Am Eröffnungs-Sonnabend klappte dann tatsächlich alles so, wie vom Hoteldirektor erhofft. Adenauer kam, Adenauer sprach, Adenauer eröffnete, Hamburg war begeistert. Das Haus war vom ersten Tag an ausgebucht und dieser Zustand sollte sich im Laufe der kommenden Jahre auch nicht ändern.

Das ›*Stadtler Bestoria*‹ wurde zu einer der ersten Hoteladressen Europas. Im ausliegenden Gästebuch überbot man sich mit positiven Bewertungen, was selbstredend nicht nur, aber eben auch an der tadellosen Liftbedienung lag. Der Job des Liftboys war wie ein Ritt auf der Rasierklinge. Es gab Gäste, die man nicht einmal herzlich begrüßen, geschweige denn während der Fahrt freundlich anlächeln durfte. Es gab aber auch Gäste, die auf einer kurzen Konversation geradezu bestanden. Es gab Gäste, die sich von Wilhelm Hauser Tipps für einen Stadtbummel erbaten. Es gab Gäste, die Wilhelm Hauser auf der Fahrt nach oben ihre Frau und auf der Fahrt nach unten ihre Freundin vorstellten. Irgendwann gab es Gäste, Stammgäste,

die vertrauten ihm mehr Geheimnisse an als ihrem eigenen Steuerberater. Es mochte wohl sein, dass bei Gast und Liftboy zwei völlig unterschiedliche Lebensläufe aufeinandertrafen, dennoch vereinten sich diese für eine kurze Fahrt in der Schnittmenge Lift. Eine elementare Gemeinsamkeit im Leben, wenn auch nur vom Erdgeschoss bis in die vierte Etage. Für manche ein Nichts, für Wilhelm Hauser jedes Mal aufs Neue ein Erlebnis. Vermutlich auch deshalb avancierte Wilhelm Hauser während der nächsten fünfunddreißig Jahre zu einer Institution des ›*Stadtler Bestoria*‹, zu einem Fels in der Brandung, zu einem nicht mehr wegzudenkenden Faktotum, gleichermaßen wertgeschätzt von Gästen und Geschäftsleitung.

Doch der Zahn der Zeit nagt bekanntlich an allem und jedem und machte auch vor Wilhelm Hauser nicht halt. Die Arbeit fing an ihn anzustrengen, zunächst ein wenig, dann immer mehr, der Liftboy-Anzug begann Falten zu werfen und ein jedermann im Hause wusste, dass über kurz oder lang ein neuer Liftboy gefunden werden musste, eher über kurz. Bevor sich der noch immer in Amt und Würden befindliche Hoteldirektor Doktor Winterstein in Uruguay oder Japan hatte umhören können, brachte Wilhelm Hauser seinen Sohn Lukas als Nachfolger ins Spiel, versicherte hoch und heilig, diesen ein komplettes Jahr lang in die Geheimnisse der professionellen Lift-Bedienung einzuweihen, und bürgte mit seinem guten Namen dafür, dass das Haus ›*Stadtler Bestoria*‹ dadurch deutlich mehr Nutzen als Schaden erfahren würde. Der Hoteldirektor stimmte einer Probezeit zu, die alsbald in eine Dauerstellung mündete, da ihm während der folgenden Monate keinerlei Klagen zu Ohren kamen.

Nachdem Wilhelm seinen Sohn Lukas mit all seinem Wissen vertraut gemacht hatte, verstarb er eines Abends plötzlich und ohne jede Vorwarnung beim Treppensteigen, ein an und für sich unwürdiger Abgang für einen ehemaligen Liftboy der internationalen Spitzenklasse. Nun war der Lukas auf sich allein gestellt. Da er aber die Tipps und Tricks seines Vaters wiss-

begierig aufgesaugt und deren Umsetzung bereits erfolgreich geprobt hatte, erwarb auch er sich innerhalb kürzester Zeit den allerbesten Ruf. Liftboy im ›Stadtler Bestoria‹ – für den Lukas war ein Traum in Erfüllung gegangen. Und der Lukas wollte hoch hinaus, nicht bloß in die vierte Etage. Der Lukas wollte den Ruf der Hausers als Liftboy der Extraklasse weiter zementieren, seinem Berufsstand Ehre machen und alles dafür tun, dass das ›Stadtler Bestoria‹ auch während seiner Dienstzeit in aller Welt als Hotel von allerbestem Ruf wahrgenommen werden würde. Schon allein deshalb versah der Lukas seinen Dienst in den folgenden vierundzwanzig Jahren so, dass sein Vater an jedem einzelnen dieser Tage stolz auf ihn gewesen wäre.

Nachdem sich das ›Stadtler Bestoria‹ fast sechs Jahrzehnte lang in Familienbesitz befunden hatte, war es kürzlich an eine chinesische Investorengruppe verkauft worden. Die Angestellten sollten sich aber um Himmels willen keine Sorgen machen, wurden sie von der neuen Geschäftsleitung umgehend beruhigt, man sähe sich der Tradition des Hauses selbstredend weiterhin verpflichtet, nichts würde sich ändern, alles würde beim Alten bleiben, das sei so sicher wie das Amen in der Kirche.

Zunächst war der Lukas ein wenig verunsichert, er wusste nicht so genau, ob die Begriffe ›Amen‹ und ›Kirche‹ im fernen Asien die gleiche Bedeutung hatten wie in Hamburg, dann hatte er den Beteuerungen der neuen Geschäftsleitung aber Glauben geschenkt – das selbst dann noch, als ihn der Herr Chi Wang, der Interims-Hotelmanager der chinesischen Investorengruppe, in sein Büro bat.

Kapitel 2

Die Magda hatte ein Problem. Genau genommen hatte die Magda mehr als nur ein Problem, aber eins war besonders happig, hieß Igor, war ihr Zuhälter und alles andere als glücklich darü-

ber, dass die Magda sich durch ein kleines Toilettenfenster seines Edelpuffs der gemeinsamen Geschäftsbeziehung entzogen hatte. Wobei die gemeinsame Geschäftsbeziehung vornehmlich darin bestand, dass die Magda die unbefriedigten Landwirtsöhne der näheren Umgebung sowie deren Väter und Großväter glücklich machte und der Igor die Kohle dafür einstrich.

War schon verständlich, dass der Igor Magdas Verschwinden gar nicht komisch fand. Igers Blutdruck war stark erhöht, seine Halsschlagader zeichnete sich derart ab, dass man meinen konnte, eine hochtrachtige Klapperschlange hätte sich zum Schlafen dort abgelegt. Igers Puff hieß ›Mühle Rot‹, einen bescheuerteren Namen für ein Bordell hatte es bis dato noch nicht gegeben. Nachdem der Igor seinerzeit seinen muskelgestählten Körper aus Kasachstan in Richtung Ostdeutschland gewuchtet hatte, verfolgte er die finanziell lukrativ erscheinende Idee, ein Freudenhaus auf dem Lande zu eröffnen. Er sprach zwar kein Wort Deutsch, aber je länger der Igor seine Puff-Idee hin und her wälzte, desto besser fand er sie.

In dem Gebäude einer ehemaligen Mosterei des Kombinats ›VEB Fruchtsaft‹ fand er ziemlich schnell ein geeignet scheinendes Etablissement. Mit viel Liebe und noch mehr kasachischen Schwarzarbeitern baute er die Mosterei um.

Nun brauchte er noch einen Namen für seinen Laden. Zuerst dachte er an so etwas wie ›Puff Stroganoff‹, zum einen in Anlehnung an seinen Nachnamen, zum anderen an sein Lieblingsessen, das gute alte Boeuf, aber aus irgendeinem Grund, den er heute gar nicht mehr hätte nennen können, kam er von dieser Idee wieder ab.

Dann erinnerte er sich an einen alten Schwarz-Weiß-Film im kasachischen Erwachsenenprogramm, der die halbnackten Tänzerinnen des Pariser ›Moulin Rouge‹ zum Inhalt hatte, der Film übrigens, bei dem der heimlich durch den Türspalt schießende Igor das erste Mal bemerkt hatte, dass der seit dreizehn Jahren lustlos in seiner kasachischen Unterhose baumelnde kleine Igor nicht nur baumeln konnte.

An diesen Film erinnerte sich der Igor also in seiner Namenfindungsnot und empfand den Namen ›Moulin Rouge‹ als absolut angemessen für seinen Laden. ›Moulin Rouge‹, aber bitte auf Deutsch. Sein Smartphone, Freund und Helfer in sämtlichen Lebenslagen, übersetzte ihm auf einer als zuverlässig geltenden Seite das Wort ›Moulin‹ absolut korrekt in ›Mühle‹ und das Wort ›Rouge‹ genauso korrekt in ›Rot‹. Und wo der Igor doch schon online war, bestellte er beim schnell gefundenen Shop gleich vier großflächige Werbeschilder mit der Aufschrift ›Mühle Rot‹, zwei davon mit Beleuchtung.

Als die Schilder zehn Tage später angeliefert wurden, schraubte er die Teile umgehend an die Außenfassade seines zukünftigen Etablissements und klemmte die Beleuchtung der beiden Leuchtreklamen illegal an das Stromnetz der benachbarten Großschlachtereie Krause, ehemals ›VEB Frischfleisch‹. ›Mühle Rot‹ leuchtete da in den mecklenburg-vorpommerischen Nachthimmel und der Igor war stolz wie Oskar, weil Oskar auf Kasachisch eben auch Oskar hieß.

Das Ganze war jetzt vier Jahre her. Igors Deutsch hatte beachtliche Fortschritte gemacht. Mittlerweile war ihm sein kleines Missgeschick wohl auch schon aufgefallen, aber der Name hatte sich etabliert, die Kundschaft fand das gut, der Laden lief, also blieben die Schilder dran.

Dass der Laden lief, lag aber nicht zuletzt auch an Bräuten wie der Magda, einem Mädels der osteuropäischen Extraklasse. Und die war nun abgehauen und deshalb lief der Igor jetzt bereits seit einiger Zeit Amok.

Die Magda hatte ein Handy. Der Igor auch. Und selbstverständlich hatte der Igor auch Magdas Handynummer. Der Igor wählte die Nummer in Endlosschleife und Magdas Handy klingelte in einer Tour, aber Magdas Interesse an einem klärenden Telefonat war nicht sehr ausgeprägt.

Was sollte sie dem Igor denn auch sagen?

Dass sie keine Lust mehr habe auf die notgeile Landbevölkerung? Dass er sich eine Andere suchen müsse? Dass sie raus

sei aus der Nummer, sich ein neues Leben aufbauen wolle, ihr erstes selbstbestimmtes Leben?

Dafür würde der Igor vermutlich kein Verständnis haben. Der Igor, der außer einer harten Rechten nur noch eine Sache kannte: eine harte Linke. Des Öfteren hatte sie damit Bekanntschaft gemacht. Wenn sie Glück hatte mit der flachen Hand. Wenn sie Pech hatte eben nicht. Nein, der Igor war für ein klärendes Gespräch nicht empfänglich. Die Magda war drauf und dran, ihr Handy wegzuschmeißen, aber das Teil war ihre einzige Verbindung zur Außenwelt. Auch WhatsApp-Nachrichten und SMS schneiten in einer Tour herein. ›Schlampe‹ und ›Miststück‹ waren noch die erträglicheren Bezeichnungen, die der Igor in seinem Repertoire hatte. Nein, nein, auf Igors Milde konnte die Magda nicht zählen, wenn der Igor sie in seine Klauen bekäme, würde das kein gutes Ende nehmen. Die Magda war Igors bestes Pferd im Stall. Von Schritt bis Galopp beherrschte sie alles, ab und an wurde sie auch schon mal für den doppelten Oxer gebucht. War klar, dass der Igor sie wieder zurück in seiner Herde sehen wollte.

Aber die Magda hatte sich zu weit aus dem Fenster gelehnt. Und als sie erstmal draußen war, da gab es kein Zurück mehr. Ein geradezu unbändiger Freiheitsdrang erfasste sie, die pure Lust aufs eigene Leben, und ihre Beine begannen, ohne dass die Magda das bewusst hätte beeinflussen können, sich langsam aber sicher von Igors Liebeskaschemme zu entfernen, zunächst bedächtigen Schrittes, dann tendenziell dauerlaufmäßig, schlussendlich in einem Tempo, dass sie sich und ihren achtundzwanzigjährigen strammen bulgarischen Waden im Vorfeld dieser unorganisierten, spontanen Flucht gar nicht zugetraut hätte. Sah sie bei einem ersten Zurückblicken die rote Außenlaterne des ›Mühle Rot‹ noch im Winde wackeln, war bei einem zweiten Blick nicht einmal mehr die kleine Ortschaft zu sehen.

Die Magda hatte das getan, was hunderte illegaler Prostituierte vor ihr auch schon getan hatten, sie war stiften gegangen. Die Wahrscheinlichkeit, dass sie damit durch- und Igors

Fängen entkommen würde, war allerdings nicht sehr hoch. Die meisten ihrer Vorgängerinnen wurden noch am selben Tag wieder eingefangen, bestraft und zurück auf Posten geschickt. Wenn sie Glück hatten. Einige blieben nach ihrem Aufgreifen aber auch über einen langen Zeitraum verschwunden, über einen sehr langen Zeitraum, sprich für immer. Auf der Flucht erschossen hieß es dann im Puff. Als Warnung an die restliche Belegschaft.

Vorausschauenderweise hatte sich die Magda vor ihrer Toilettenfensteraktion das Handy in die eine und das Portemonnaie in die andere hintere Gesäßtasche ihrer äußerst knappen Arbeitskluft gesteckt und verfügte dadurch über den großzügigen Betrag von 144 Euro, einem Monatslohn. Davon kaufte sie im Supermarkt des nächsten Ortes ein paar Nahrungsmittel, verstaute diese in einer Plastiktüte und setzte sich, den festen Vorsatz im Gepäck, ein neues Leben beginnen zu wollen, in den nächstbesten Überlandbus. Natürlich nicht, ohne sich vorab beim Busfahrer einen Fahrschein zu kaufen. Bis wohin sie denn wolle, fragte dieser routiniert nach. Bis zur Endstation, hatte die Magda da geantwortet, nicht wissend, wo diese sich denn überhaupt befand. Hoffentlich nicht da, von wo sie gerade abgehauen war. Als der Bus sich in Bewegung setzte, riskierte die Magda einen letzten unruhigen Blick über die Schulter. Aber da war nichts. Kein Igor. Kein Leben. Keine Zukunft. Die lag vor ihr. Sie schaute nach vorne, sah die freundlichen Augen des Busfahrers im Rückspiegel und freute sich.

Kapitel 3

Der Herr Chi Wang hatte den Lukas nett begrüßt, auf Englisch natürlich, Deutsch konnte der Herr Chi Wang nämlich nicht. Da das perfekte Beherrschen der englischen Sprache heutzutage aber eine Grundvoraussetzung für einen jeden erstklassigen

Liftboy war, stellte die nachfolgende Konversation den Lukas vor keinerlei Probleme.

Der Herr Chi Wang lächelte, wie nur Chinesen lächeln können, bat den Lukas, kurz Platz zu nehmen, um ihm dann zu erklären, dass seine Investorengruppe beschlossen habe, das Hotel demnächst zu schließen, abzureißen und durch einen spektakulären Neubau zu ersetzen. Definitiv auch mit Lift, genaugenommen sogar mit vier Stück an der Zahl, aber eben auch genauso definitiv ohne Liftboy, weil: heutzutage alles andere als zeitgemäß. Man werde ihm kündigen müssen, und zwar zu sofort. Er solle bitte nicht glauben, dass die chinesische Investorengruppe undankbar sei, nein, nein, ganz im Gegenteil, man habe sogar extra einen versilberten Teller besorgt, den der Herr Chi Wang dem Lukas mit einer angedeuteten Verbeugung überreichte, leider habe der Graveur seinen Namen falsch geschrieben, ›Hausser‹ mit zwei ›s‹, aber das könne ja mal passieren, so ein Graveur sei schließlich auch nur ein Mensch. Man sei sich auch im Klaren darüber, dass dem Lukas eine mehrmonatige Kündigungsfrist zustünde, aber der Herr Chi Wang hatte auch dafür schon eine Lösung, auch auf Englisch, obwohl sie dem Lukas zunächst direkt ein wenig spanisch vorkam. Der Lukas könne die nächsten sieben Monate zu Hause bleiben, denn exakt so lange betrage seine Kündigungsfrist, erklärte der Herr Chi Wang lächelnd, das Ganze natürlich bei vollen Bezügen. Wenn er auf eine Klage verzichten würde, könne sich die chinesische Investorengruppe auch eine Abfindung vorstellen – dessen beachtliche Höhe der Herr Chi Wang freundlicherweise auch schon einmal bezifferte –, man wolle ja schließlich in Frieden auseinandergehen.

Und Tschüss.

Und den Teller bitte nicht vergessen.

Das war's.

Drei Tage war das nun her, drei Tage, in denen der Lukas keinen Bissen runterbekommen hatte. Jetzt aber schlug sein Magen Alarm. Der Lukas war drauf und dran, sich etwas ›beim Chinesen‹ zu bestellen, aber er hatte noch immer das Grinsen des Herrn Chi Wang vor Augen und so haute er sich lieber ein paar Eier in die Pfanne. Eier gingen immer. Dazu gönnte er sich ein Bier. Sein Leib nahm die Speise dankend an, was verständlich war, waren Eier und Bier doch Lukas' Leibspeise. Dennoch fühlte sich der Lukas elend und schlecht. Vom Hof gejagt hatte ihn der Chinamann, vom Hof gejagt wie einen streunenden Straßenkötter, und das nach fast sechzigjähriger Tätigkeit der Familie Hauser im Lift des ›*Stadler Bestoria*‹. Der Lukas war immer noch völlig konsterniert. Er konnte es einfach nicht glauben.

Die Abfindung, die der Herr Chi Wang im Namen seiner Investorengruppe aufgerufen hatte, war vermutlich gerichtserprobt. An der Summe gab es nichts auszusetzen, an der Art und Weise, wie man mit ihm umgegangen war, aber wohl. Plötzlich kam dem Lukas ein Gedanke. Ein interessanter, wie er fand. Vierundzwanzig Jahre lang war er tagein, tagaus mit seinem Lift hoch- und runtergefahren. Hoch und runter und runter und hoch. Die Strecke, die er dabei zurückgelegt hatte, musste enorm gewesen sein. Da hatte er seinem Körper vermutlich eine ganze Menge zugemutet. Der Mensch war fürs Gehen gemacht. Oder fürs Laufen. Man konnte wohl auch mal im Aufzug fahren, aber so viel und so oft, vierundzwanzig Jahre lang, war das überhaupt noch gesund?

Der Lukas begann damit, die im Lift zurückgelegte Distanz überschlägig zu ermitteln. Ihm war völlig klar, dass er das nicht auf den Meter genau würde berechnen können, aber nah dran sollte er schon kommen. Immer hoch und runter. Eigentlich völlig bekloppt. Das ›*Stadler Bestoria*‹ verfügte über vier Etagen, zuzüglich Erdgeschoss. Die Einzel- und Doppelzimmer lagen in der ersten, zweiten und dritten Etage. Ganz oben, in der vierten, lagen die Suiten. Da die Suiten deutlich größer waren als

die restlichen Zimmer, wohnten in der vierten Etage natürlich auch weniger Gäste. Aufgrund der längeren Treppenwege nutzten diese den Lift aber deutlich häufiger. Die Gäste aus der ersten Etage dagegen benutzten auch gerne mal die Treppe.

Der Lukas dachte darüber nach, wie lange eine durchschnittliche Fahrt denn wohl gegangen sein mochte. Sein Bauchgefühl – und auf das kam es jetzt ganz entscheidend an – sagte ihm, dass eine durchschnittliche Fahrt bis etwa in die dritte Etage gegangen war. Das Hotel war seinerzeit großzügig geplant worden, die Empfangshalle gut und gerne viereinhalb Meter hoch, der große Kronleuchter in der Mitte der Halle wäre ja sonst gar nicht zur Geltung gekommen. Auch die einzelnen Etagen hatten eine stattliche Höhe. Obwohl die Menschen zur damaligen Zeit kleiner waren, schienen die Architekten von einst mehr Geld zur Verfügung gehabt zu haben als heutzutage.

Der Lukas war sich ziemlich sicher, dass die Investorengruppe des Herrn Chi Wang bei ihrem geplanten Neubau diese Großzügigkeit nicht würde walten lassen. Die Etagenhöhe im ›*Stadler Bestoria*‹ betrug im lichten Maß stattliche 2,47 Meter, das hatte der Lukas aus einer Laune heraus vor Jahren nachgemessen. Er griff nach einem Stift: 4,50 Meter Eingangshalle zuzüglich zwei Geschosse, das machte 4,50 Meter plus $2 \times 2,47$ Meter, das ergab 9,44 Meter.

Der Lukas knetete seine Unterlippe und dachte nach. Das mit dem lichten Maß war nur die halbe Wahrheit. Er musste die Deckenstärke noch hinzurechnen. Das waren drei Decken, mit den entsprechenden Aufbauten bestimmt jeweils um die 35 Zentimeter stark. So landete er bei 10,49 Meter. Er entschied sich für runde 10,50 Meter pro Strecke, das ließ sich besser rechnen, konnte ja auch durchaus sein, dass eine der Decken 36 Zentimeter stark war.

Jetzt machte sich der Lukas Gedanken darüber, wie oft er diese Strecke innerhalb einer Arbeitsstunde im Durchschnitt wohl zurückgelegt haben mochte. Es gab Stoßzeiten, meistens am Morgen, wenn die Gäste ein- oder auscheckten, da fuhr er

in einem rauf und runter. Aber auch abends, zu den Essenszeiten, war Rushhour. Die Küche war gehoben, da ließ kein Gast eine Mahlzeit aus. Kurz vor der Suppe fuhr der Lukas sich regelmäßig einen Wolf. Dafür ging es um die Mittagszeit herum deutlich ruhiger zu. Wieder war Lukas' Bauchgefühl gefragt. Fünf Fahrten in der Stunde traf es ganz gut.

Der Lukas nahm einen Schluck von seinem Bier. Ja, fünf Fahrten, das passte. Das waren dann also 5 Fahrten x 10,50 Meter x 2, weil, er fuhr ja nicht nur hoch, er fuhr ja auch wieder runter. So kam er also auf einhundertfünf Meter in der Stunde.

Einhundertfünf Meter pro Stunde, das musste man sich einmal vorstellen! Der Lukas schüttelte mit dem Kopf. Er hatte eine Vierzig-Stunden-Woche. 40 x 105 Meter. Das ergab viertausendzweihundert Meter in der Woche. Das Jahr hatte zweiundfünfzig Wochen. Der Lukas hatte sechs Wochen Urlaub. Durch Feier- und seltene Krankheitstage kamen noch einmal knapp zwei Wochen dazu. Der Lukas war kein großer Rechner, aber wenn er sich konzentrierte, bekam er allerhand hin. Also holte er tief Luft, griff seinen Stift etwas fester, rückte sich seinen Zettel zurecht und rechnete weiter. Zweiundfünfzig Wochen abzüglich acht Wochen machte vierundvierzig Wochen je viertausendzweihundert Meter.

Ui, ui, ui, das sah er gleich, da würde eine gewaltige Zahl bei herauskommen. Ihm gruselte direkt ein wenig vor dem Ergebnis. Noch nie in seinem Leben hatte er darüber nachgedacht, auf was für eine vertikale Distanz er es in seinem Job Jahr für Jahr gebracht hatte.

Immer hoch und runter.

44 x 4.200 Meter.

Der Lukas rechnete in aller Ruhe und betrachtete dann erstaunt das Ergebnis.

184.800 Meter pro Jahr.

Das waren 184,8 Kilometer.

Mein lieber Herr Gesangsverein.

184,8 Kilometer im Jahr.

Im Lift.

Hoch und runter.

Der Lukas zog die Pfanne zu sich heran und kratzte die letzten Eierreste vom Rand. Er brauchte irgendetwas zwischen den Zähnen. Vor der nächsten und ultimativ letzten Rechenaufgabe hatte er direkt ein wenig Schiss. 184,8 Kilometer x 24 Jahre – das würde die Gesamtdistanz ergeben, die er im Laufe der Jahre im Namen des ›*Stadler Bestoria*‹ mit den Hotel-Gästen zurückgelegt hatte.

184,8 Kilometer x 24 Jahre, immer hoch und runter.

Das war ja völlig bescheuert.

Da musste ja eine gewaltige Distanz zusammengekommen sein. Also schob er die Pfanne wieder von sich und begann erneut zu rechnen. Kurze Zeit später hatte er es.

4.435,2.

Meine Güte.

4.435,2 Kilometer war er im Laufe seines Arbeitslebens im Auftrag des ›*Stadler Bestoria*‹ im Lift gefahren.

Hoch und runter.

4.435,2 Kilometer.

Das musste man sich mal vorstellen!

Kapitel 4

Als die Magda dem Bus entstieg, war es bereits stockfinster. Sie hatte keine Ahnung, wo sie sich befand, und hoffte inständig, dass auch der Igor keine Ahnung davon hätte. Wenn nämlich doch, würde der ihr vermutlich bald sämtliche Knochen brechen.

Die Endhaltestelle hatte ihre Bezeichnung redlich verdient. Der Busfahrer verabschiedete sich freundlich von der Magda, um danach seinen Bus weiter in die dunkle Nacht zu steuern. Die Magda schaute sich um. Sah aus wie eine Landstraße

mitten im Wald. ›Am Forstberg‹ lautete die Haltestellenbezeichnung, wenn man der kleinen Tafel Glauben schenken durfte, die mittels zweier rostiger Schrauben an der Innenwand des kleinen Wartehäuschens montiert war.

Na, hoffentlich würde der Forstberg die Nacht über nicht zum Frostberg mutieren, denn Magdas Bekleidung war ja doch eher luftiger Natur und mitten im Walde war im Oktober nachtsüber nicht zwingend ein laues Klima zu erwarten. Von Spinnen und sonstigen Viechern ganz abgesehen. Unschlüssig darüber, was sie nun tun sollte, setzte sich die Magda auf das kleine Bänkchen in das Wartehäuschen. Ganz wohl war ihr nicht. Was, wenn in der Nacht ein hungriger Wolf vorbeikäme, womöglich einer aus Bulgarien? Da würde sie vielleicht noch zu dessen Leibspeise?

Schauernd streckte sie ihre Beine aus. Ein wenig ängstlich war sie schon. So alleine im Wald, in knappen Klamotten, bei deutlich anziehenden Temperaturen. Aber obwohl sich bereits ein erster Holzsplitter in ihren attraktiven Hintern gebohrt hatte, freute sich die Magda auf die vor ihr liegende Nachtruhe. Eine raue Holzbank in Freiheit war tausendmal besser als ein doppelt gefedertes Himmelbett im ›Mühle Rot‹, unter irgendeinem Lustmolch und unter Igors Fuchtel. Also platzierte die Magda ihren Kopf auf ihrer Plastiktüte, schloss die Augen und schlief ein.

Zufrieden, erschöpft und friedlich.

Das übrigens genau in dem Augenblick, in dem der Igor bei seinem Freund Günther aufschlug. Der Günther war schlecht-bezahlter Polizist und wurde von dem Igor geschmiert, und zwar reichlich. Es hatte keine Razzia im ›Mühle Rot‹ gegeben, die der Günther nicht vorab kundgetan hätte. Auf den Günther war Verlass. Der half dem Igor, wo er nur konnte. Und der Günther konnte echt viel. Auch Handys von weggelaufenen zweifelten bulgarischen Zwangsprostituierten orten.

Kapitel 5

Oh Mann, was für eine Nacht. Der Lukas konnte nicht einschlafen. An den Eiern lag das nicht, da war er sich sicher. Eier konnte er zu jeder Tageszeit futtern, die vertrug er prima.

Was er aber nicht so prima vertrug, war das Ergebnis seiner Rechenaufgabe. 4.435,2 Kilometer. Immer hoch und runter. Das war ja Wahnsinn. Das konnte doch nicht gesund sein. Kein Wunder, dass es seinen Vater beim Treppensteigen umgehauen hatte.

Frühstück fiel aus.

4.435,2 Kilometer. Der Erdumfang betrug rund vierzigtausend Kilometer. Der Lukas hatte über zehn Prozent dieser Strecke im Lift zurückgelegt. Über zehn Prozent!

Kaffee ging. Schwarz. Er musste einen klaren Kopf bekommen, denn er hatte eine Entscheidung zu treffen.

Kurze Zeit später griff er zum Hörer, rief im ›*Stadtler Bestoria*‹ an, verlangte nach dem Chinamann und erklärte diesem, dass er bereit wäre, die Kündigung zu akzeptieren, wenn sich die ihm avisierte Abfindung innerhalb von zwei Tagen auf seinem Konto befinden würde, was der Herr Chi Wang für eine ganz vorzügliche Idee hielt. Der Lukas solle in zwei Stunden auf sein Konto schauen, online ginge das ja alles mittlerweile unheimlich schnell. Dann legte er grußlos auf, der Interimsmanager, Höflichkeit war halt nicht jedermanns Sache.

Der Lukas war sich nicht ganz sicher, ob er nicht vielleicht noch ein paar Tausender mehr hätte rausschlagen können, aber er war Liftboy, kein Kaufmann und er hatte irgendwie überhaupt keine Lust auf den Herrn Chi Wang und dessen schlitzohrige Winkeladvokaten. Etwas anderes war ihm jetzt viel wichtiger. Denn mitten in der Nacht, als er während seines unruhigen Schlafes aufgeschreckt war, da hatte er so etwas wie

eine Eingebung. Der Lukas fühlte sich nämlich total unausgeglichen. So fühlten vermutlich viele, der Lukas aber horizontal.

Er war so oft hoch und runter, ihm fehlte ganz einfach die Weite. Horizontal unausgeglichen – der Lukas wusste gar nicht, ob es so etwas überhaupt gab, was ihm aber völlig wurscht war. Er war es jedenfalls, horizontal unausgeglichen, und nur das zählte. Es war ihm nie bewusst geworden, immer hoch und runter, da dachte man über so etwas nicht nach. Aber der Lukas war sich absolut sicher, dass es ihm wieder besser ginge, wenn er nur seine horizontale Ausgeglichenheit wiedererlangen würde.

So gesehen war die Kündigung ein Segen, die Abfindung sowieso. Der Lukas schaute auf sein Konto. Na also. Da war auf einmal so viel Geld drauf, dass es sich nach unten hin direkt ein wenig ausbeulte.

Kapitel 6

Das war ja wohl völlig irre. 4.435,2 Kilometer. Da käme er ja fast bis nach China. Da könnte er der Mutter von dem Herrn Chi Wang direkt mal flüstern, was für einen abgebrühten Kerl sie zum Sohn hatte. Wäre der Lukas noch weitere knapp fünfhundert Kilometer im Lift gefahren, er wäre bis zum Nordpol gekommen!

Der Lukas war völlig durcheinander. Dass er zur Erlangung seiner horizontalen Ausgeglichenheit eine Reise von der Länge machen wollte, die er während seiner Dienstzeit als Liftboy in der Vertikalen zurückgelegt hatte, stand für ihn mittlerweile unumstößlich fest. Aber womit? Auto, Schiff, Eisenbahn, da gab es reichlich Möglichkeiten. Auch musste die Reise nicht zwingend 4.435,2 Kilometer in eine Richtung gehen. 2.217,6 Kilometer hin und 2.217,6 Kilometer wieder zurück würden schließ-

lich auch passen. Oder eine Rundreise, das war wohl auch okay. Er beschloss, die Dinge langsam auf sich zukommen zu lassen, er war vierundzwanzig Jahre im Lift gefahren, da kam es auf den einen oder anderen Tag auch nicht mehr an. Er legte sich auf sein Sofa, schloss die Augen und dachte nach.

Keine fünf Minuten später fuhr der Lukas seinen Laptop hoch, googelte sich die Finger wund, um sich weitere drei Stunden später in ein Wohnmobil zu verlieben: gebraucht, achtzehn Jahre alt, das Gute noch nicht von ab.

Am folgenden Tag, morgens Punkt 8:00 Uhr stand der Lukas bei den Verkäufern vor der Tür, einem älteren Ehepaar, sie schlief noch, er wollte gerade Brötchen holen.

Für Viersieben war das Schätzchen inseriert, finanzielle Dimensionen, in die der Lukas dank seiner Abfindung locker vorstoßen konnte. Dennoch wollte er sein Geld zusammenhalten, also das tun, was er ja eigentlich gar nicht so gut konnte, nämlich handeln. Deshalb erzählte der Lukas dem alten Mann seine Geschichte. Weil dieser das Geld nicht wirklich brauchte und dringend zum Bäcker wollte, da sonst die Campingwecken wieder ausverkauft wären, die Story von dem Lukas aber irgendwie scharf fand, einigte man sich nach einigem Hin und Her und legte als Verkaufs- oder Kaufpreis, das kam auf die Sichtweise an, die Summe von 4.435 Euro und 20 Cent fest.

Also, wenn das kein Zeichen des Herrn war.

Kapitel 7

Wie erwartet wurde es recht frisch, dennoch träumte die Magda sanft. Bulgarien, Sofia, der Gold-Strand. Sie hatte eine angstfreie Kindheit gehabt, war das Küken der Familie gewesen, die jüngste von drei Schwestern, war gehätschelt und getätschelt

worden und hatte nichts auszustehen gehabt. Bis sie eines Tages meinte, raus zu müssen, ausbrechen zu müssen aus dem tristen Einerlei einer bulgarischen Klein- und einzutauchen in die bunte Welt einer westlichen Großstadt. Was man halt träumte, wenn man jung, abenteuerlustig und tendenziell übermütig war.

Und da hatte sie dann halt einen kurzen Augenblick lang nicht richtig aufgepasst, hatte die Situation ein einziges Mal falsch eingeschätzt und war Igors Häschern auf den Leim gegangen. Sie könne als Servicekraft in einem kleinen Hotel arbeiten, hatte man ihr gesagt, so wie sie aussähe, gäbe es da überhaupt keine Probleme. Im Westen würde das Geld auf den Bäumen wachsen, man bräuchte es nur zu pflücken. Das schien ihr damals alles so verlockend, das vermeintliche Glück schien so greifbar nahe und da hatte die Magda Hals über Kopf alles hinter sich gelassen und war mit Igors Leuten mitgefahren. Die waren so nett und vertrauenserweckend und den Job in dem kleinen Hotel hatte sie doch angeblich sowieso schon sicher.

Kurze Zeit später befand sie sich dann im ›Mühle Rot‹. Der Igor hatte ihr den Pass abgenommen. Und der Günther – damals schon ein Riesenarschloch – hatte ihr dann in aller Seelenruhe erklärt, was man hier von ihr erwartete, das Ganze in einer Mischung aus Englisch, Deutsch, selbst beigebrachter Gebärdensprache sowie einigen Brocken Bulgarisch. Völlig emotionslos. So, als wenn der Günther jemandem wegen Falschparkens ein Knöllchen unter den Wischer stecken würde. Die bulgarischen Brocken hatte er in Igors Puff aufgeschnappt. Die Magda hatte Vorgängerinnen, und auch nach ihr würde es Bulgarinnen geben. Die verehrte Kundschaft verlangte danach.

Zwei elend lange Wochen hatte sie sich geweigert, dann war sie unter der körperlichen Gewalt und dem psychischen Druck zusammengebrochen. Sie hatten Fotos von ihr gemacht, der Igor und seine feinen Kumpels, Fotos, die so erniedrigend waren, dass die Magda sich in Grund und Boden schämte. Diese Fotos würde er ihren Eltern schicken, hatte der Igor ihr erklärt und dabei nicht den Eindruck erweckt, als sei das witzig

gemeint. Da war Magdas Widerstand endgültig gebrochen, ab diesem Zeitpunkt ließ sie alles nur noch geschehen.

Drei endlos scheinende Jahre lang, immer derselbe Tages- und Nachtablauf. Dann hatte sie der Mut gepackt und sie war raus aus dem Toilettenfenster, raus aus der ›Mühle Rot‹, raus aus diesem elendigen und rein in ein neues Leben, rein in eine bessere Zukunft, selbstbestimmt und frei. Der Gedanke daran erfreute sie sogar im Schlaf.

Das war dann wohl auch der Grund, weswegen sie die Geräusche des herannahenden Autos nicht hörte und auch dessen aufflackerndes Scheinwerferlicht nicht sah.

Kapitel 8

Das Wohnmobil war ein Traum. Das ältere Ehepaar, von dem der Lukas den Wagen gekauft hatte, hatte diesen gehegt und gepflegt wie den eigenen Augapfel. Der Lukas war im siebten Himmel, hatte in seiner Wohnung den Stecker gezogen, den Wagen in Windeseile gepackt, den Tagestacho auf null gestellt und war noch am frühen Abend einfach drauflosgefahren.

Nun befand er sich irgendwo in Meck-Pomm, hatte mittlerweile zweihundertfünfundvierzig Kilometer auf der Uhr und bildete sich ein, bereits den leichten Anflug einer horizontalen Ausgeglichenheit an sich festzustellen. Die Landschaft war dünn besiedelt, die Dunkelheit schon hereingebrochen, aber der Lukas hatte Lust zu fahren, es machte ihm einen Riesenspaß und so hatte er beschlossen, noch einige Kilometer herunterzureißen. Nichtsdestotrotz musste er pinkeln. Der Lukas hatte zwar eine Toilette an Bord, wollte diese aber nur im äußersten Notfall benutzen. Da er sich jedoch mitten in einem Waldgebiet befand und sich so gesehen doch praktisch jeder Baum als perfekter Ort der Notdurft-Verrichtung anbot, konnte er keinen äußersten Notfall erkennen.

Die kleine Bushaltestelle zog ihn geradezu magisch an, vermutlich auch wegen des großzügigen Haltestreifens, der sich davor befand. Der Lukas hielt an und sprang aus dem Wagen. Hatte sich sein Harndrang im Sitzen zunächst nur behutsam bemerkbar gemacht, setzte ihn seine Blase im Stehen nun mächtig unter Druck. So viele Bäume, er konnte sich zunächst gar nicht richtig entscheiden, entleerte sich dann aber in einem etwa zweieinhalbminütigen Vorgang an einer unschuldigen Rotbuche, begleitet von einem erleichterten Stöhnen. Im Irrglauben, weit und breit der einzige Mensch in diesem Waldgebiet zu sein, war sein Stöhnen wohl etwas lauter ausgefallen.

Und die Magda, die als ausgewiesene Stöhn-Expertin nur einige Meter entfernt von Lukas' Notdurft-Verrichtungsstätte leicht fröstelnd in dem Wartehäuschen kauerte, war davon aufgewacht. Sie lugte nun vorsichtig um die Ecke und erblickte den Lukas, der mit einer schwungvollen Bewegung gerade dabei war, den Reißverschluss seiner abgegriffenen Jeans zu schließen. Flugs zog die Magda ihren Kopf wieder zurück.

Wo kam der denn her?

Der Lukas genoss derweil die Stille des Waldes, vertrat sich ein wenig die Beine, verdrehte die Arme hinter seinem Rücken, streckte sich, machte zwei Kniebeugen, als er plötzlich aus dem kleinen Wartehäuschen ein leises Scheppern vernahm. Die Magda hatte sich, vor Angst entdeckt zu werden, nämlich ein wenig weggeduckt und dabei die Kakaoflasche in ihrer Plastiktüte gegen eine Dose Ravioli gestoßen. Da wurde der Lukas neugierig, trat ein paar Schritte vor und staunte nicht schlecht, als er die doch sehr ängstlich dreinschauende Magda erblickte.

Damit hatte er natürlich nicht gerechnet, ein leicht bekleidetes Mädchen, mitten im Wald, mitten in der Nacht. Aber der Lukas war ein Mann mit Benimm, und dass das Leben ab und an kuriose Situationen bereithält, war er gewohnt, also wünschte der Lukas der Magda einen guten Tag, wobei es ja genau genommen eine gute Nacht sei, die man wünschen müsse, ergänzte er, gab sich als Lukas, vierundvierzig Jahre alt, zu

erkennen und erwähnte wie selbstverständlich die Tatsache, dass er beruflich zeitlebens im vertikalen Gewerbe unterwegs gewesen sei.

Die Magda war perplex. Eine ziemlich ungewöhnliche Vorstellung, aber irgendwie auch sympathisch. Das nahm ihr ihre anfängliche Angst und darum stellte sich die Magda dann auch als ebendiese vor, achtundzwanzig Jahre alt, und sie erwähnte selbstredend die Tatsache, dass sich ihr bisheriges berufliches Leben eher im horizontalen Gewerbe abgespielt habe, hier seien also auf der beruflichen Ebene durchaus Unterschiede auszumachen, was aber keinerlei wertende Bedeutung haben solle.

Was sie denn hier so mache, fragte der Lukas interessiert, wo doch mitten im Wald, bei stark abgekühlten Temperaturen, nicht gerade das sicherste Plätzchen für eine junge und dazu noch sehr leicht bekleidete Frau sei.

Das sei eine längere Geschichte, erklärte die Magda, und sie sei sich nicht ganz sicher, ob er so viel Zeit und Lust habe, sich diese wirklich anzuhören.

Er habe, antwortete der Lukas daraufhin, Zeit und Lust, beides sei durchaus vorhanden. Wo sie denn hinwolle, fragte der Lukas.

Das wüsste sie nicht so genau, antwortete die Magda, vielleicht nach Bulgarien, oder irgendwo hin, wo es schön und ruhig und friedlich und sicher sei.

Da nickte der Lukas verständnisvoll. Über Bulgarien habe er persönlich noch nicht nachgedacht, antwortete er, aber die anderen Ziele, die mit dem ›schön‹ und ›ruhig‹, dem ›friedlich‹ und ›sicher‹, die suche er auch. Dann fragte der Lukas die Magda, ob er sie denn vielleicht ein Stück mitnehmen dürfe, er wolle sich aber nicht aufdrängen, sie habe bestimmt einen triftigen Grund dafür, hier zu sein.

Die Magda war sich nicht ganz sicher, auf Igors Leute war sie seinerzeit schließlich auch reingefallen, aber der Lukas machte irgendwie einen grundehrlichen Eindruck auf sie. Sie könne ihm auf der Fahrt auch gerne ihre Geschichte erzählen, erneu-

erte der Lukas sein Angebot, dann habe er etwas Unterhaltung und sie käme aus dem kalten, dunklen Wald heraus.

Da willigte die Magda lachend ein, hüpfte von ihrem Bänkchen, zog sich den Splitter aus dem Hintern – wobei dieser abbrach und ein Stück in ihrer rechten bulgarischen Hinterbacke steckenblieb –, schnappte sich ihre Plastiktüte und folgte dem Lukas zu seinem Wohnmobil.

Dass ihr beim plötzlichen Aufspringen das Handy aus dem knappen Höschen gerutscht war, hatte sie in ihrer Aufregung gar nicht bemerkt. War in diesem speziellen Fall aber gar nicht mal so dumm.

Kapitel 9

Der Günther hatte ganze Arbeit geleistet. Innerhalb von wenigen Minuten hatte er Magdas Handy geortet. Junge, Junge, dachte der Günther, da war die Magda aber beeindruckend weit gekommen, achtundvierzig Kilometer, das würde sie nicht zu Fuß bewältigt haben.

Sofort nach der Ortung sprangen der Igor und der Günther in Igors knallroten Ludenschlitten, Corvette, Baujahr 1988, und donnerten der armen Magda in einem Affenzahn hinterher. Achtundvierzig Kilometer weit war sie gekommen, ohne jegliche Ortskenntnisse, da sah man mal, was für ein schlaues Luder die Magda war.

Bulgarische Spitzenklasse.

Nicht ohne Grund pries der Igor die Magda seiner verehrten Kundschaft in seinem hauseigenen Prospekt mit eben diesem Attribut an. Bulgarische Spitzenklasse. Das traf es wie die Faust aufs Auge. Der Igor musste lächeln. Dass mit der Faust aufs Auge konnte heute direkt noch ein Thema werden.

Das Signal war glasklar. Allerbesten Handyempfang. Der notgeile Günther rieb sich schon die Hände. Als Lohn für seine

Ortungsdienste waren ihm die Dienste der Magda versprochen. Flatrate, eine Nacht lang so oft er wollte und konnte. Und wer Günthers Frau kannte, der wusste, dass sich da beim Günther über die Jahre allerhand aufgestaut hatte. Die Nacht mit der Magda würde sich vermutlich bis in die frühen Morgenstunden hinziehen.

Als der Igor mit dem Günther an seiner Seite in das Waldstück fuhr, kamen sie dem Ortungssignal immer näher. Kurz darauf zeigte der mittlerweile schwer erregte Günther auf das Wartehäuschen und erklärte dem Igor voller Stolz, dass sie sich vermutlich nur noch ein paar Meter entfernt von der Magda befinden würden.

Da sprang der Igor aus dem Wagen. Eine Waffe brauchte er nicht, er hatte ja seine Hände. Dem Günther war direkt ein wenig mulmig zumute, nicht dass der Igor bei der Magda etwas von dem beschädigen würde, auf das sich der Günther doch schon so gefreut hatte. Mit einigen schnellen Schritten näherte sich der Igor dem Wartehäuschen. Aber das war leer. Also fast leer, weil Magdas Handy ja auf dem Boden lag und dem Igor war so, als läge auch Magdas Geruch noch in der Luft.

Lange konnte die noch nicht verschwunden sein. Der Igor musterte aufmerksam die Umgebung, womöglich hatte die Magda sie kommen hören, war hektisch aufgesprungen und hatte sich im Wald versteckt.

Der Igor hatte eine leuchtstarke Taschenlampe im Kofferraum seiner roten Corvette, dem Kofferraum, in dem er die Magda, gefesselt und zerbeult, eigentlich wieder abtransportieren wollte. Er holte sich die Lampe und begann – der Igor konnte unglaublich akribisch sein –, das umliegende Waldstück genauestens abzusuchen.

Mit einer anfangs noch recht kräftigen Beule in der Hose half ihm der Günther dabei, doch das Beulenproblem löste sich mit der Zeit. Dem Günther wurde nämlich relativ schnell klar, dass das kurzfristig wohl nichts werden würde mit seiner bulgarischen Flatrate. Eine geschlagene Stunde lang suchten die beiden

die Gegend ab. Umsonst. Die Magda war wie vom Erdboden verschwunden.

Mittlerweile war der Igor erregter als der Günther. Die Magda, dieses Miststück. Er musste sie finden. Koste es, was es wolle. Die Fahrt, die Aufregung, die Ernüchterung, seine bulgarische Wunderwaffe nicht gefunden zu haben, das alles schlug dem Igor mächtig auf die Blase. Also stellte er sich an den nächstbesten Baum und begann sich zu erleichtern.

Hätte die kleine, unschuldige Rotbuche den Kopf schütteln können, sie hätte es getan. Wie groß, bitteschön, war denn die Wahrscheinlichkeit, dass in einer Nacht, bei gefühlt hunderttausend Bäumen, zwei Männer an ein und denselben Baum pinkelten?

Die war doch praktisch gar nicht zu errechnen!

Kapitel 10

Wenn man als Kassenpatientin im Sechs-Bett-Zimmer liegt, nach dem Gehirn-MRT der Professor höchstpersönlich ans Bett kommt, staatstragend guckt, einem die Hand auf die Schulter legt und seinen Satz mit einem leisen ›Liebe Frau Hartmann‹ beginnt, dann kann man sich den Rest eigentlich schon denken. Da würde man sich direkt wünschen, dass der Professor mit ›Böse Frau Hartmann‹ angefangen hätte, das hätte wenigstens ein wenig Hoffnung gelassen, dass es hintenraus gut ausgehen könnte.

So aber nicht. Der Befund war schnell zusammengefasst. Tumor, da sei nichts zu machen, maximal drei Monate, am besten erst noch einmal nach Hause, Schmerzmittel gäbe es gleich mit, sechzehn Pillen pro Tag, täte ihm echt leid und dann war er auch schon wieder abgezogen, der Halbgott in Weiß.

Sechs-Bett-Zimmer hieß auch, dass sich fünf neugierige Weiber beim Eintritt des Professors fast den Hals ausgerenkt

und ihre Hörgeräte auf maximale Lautstärke gestellt hatten. Ein Königreich für ein Richtmikrofon. Aber je düsterer die Mitteilungen des Professors wurden, desto leiser hatte er sie vorgetragen. Die Oma hatte zum Ende hin fast selber nichts mehr verstanden und deshalb drang auch nichts von der Diagnose an die Nachbarbetten.

Kaum, dass der Professor das Spielfeld wieder verlassen hatte, schauten die Thrombose, die Lungenembolie, die fixierte Wanderniere und die beiden Leberzirrhosinnen fragend zu der Oma rüber. Die hatte aber keinen Bock darauf, die niederschmetternden Nachrichten zu verbreiten. In so einem Krankenzimmer freuten sich die Bettenachbarinnen doch dumm und dämlich, wenn man selbst nicht die Erste war, die ausscheiden musste. Also jetzt nicht normale Ausscheidungen, die waren okay, nein, ausscheiden im Sinne von ›für immer‹. Nach der Lebensprognose, die die Oma sich eben hatte anhören müssen, würden die beiden Leberkranken schon mächtig nachtanken müssen, wenn sie sie auf der Zielgerade des Lebens noch abfangen wollten.

Also beschloss die Oma, ihre erschütternde Diagnose für sich zu behalten und den Damen eine andere Geschichte aufzutischen. Er sei sprachlos gewesen, der Professor, log die Oma einfach geradeheraus in das Krankenzimmer rein, denn sie werde als medizinisches Wunder in die Geschichtsbücher eingehen, log sie weiter.

Was denn mit ihr so Besonderes sei, wollte die Niere wissen, weil, in ihrem Alter, also dem der Oma, da würde ja wohl keine Krankheit mehr eine wirkliche Sensation darstellen, ob langsames Siechtum oder plötzlicher Herzkasper, wäre doch bestimmt alles schon mal da gewesen.

Da holte die Oma ganz tief Luft und haute einfach raus, was ihr gerade so durch ihren tumorverseuchten Schädel ging. Schwanger sei sie, erzählte die Oma und musste dabei direkt ein wenig kichern, vermutlich Zwillinge. Dann legte sie eine kurze schöpferische Pause ein. So einer Botschaft musste man

Weiterlesen?

**»Oma Sharif oder die
Karawane des Schreckens«
gibt es komplett überall
im Buchhandel oder
direkt vom Verlag**